

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 195.

Sonntag, 22. August.

1915.

(6. Fortsetzung.)

„Das Tantchen.“

Erzählung von Forst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Sporenklirrend trat der Mittergutsbesitzer in das Wohnzimmer. Seine Frau sah ihn mit großen Augen an, er küßte sie auf den grauen Scheitel. Zusammengekauert saß Emmi auf ihrem Stuhl und verbüß sich tapfer die Tränen.

„Er wollte durchaus mitkommen. Aber ich hab's nicht zugelassen. Andrißen müssen habe ich ihn!“

Da warf Emmi den Kopf auf die gekreuzten Arme und schluchzte herzerbrechend. Der Vater legte ihr die Hand auf die zuckende Schulter.

„Mein Töchterchen, das mußte sein! Und es ist noch lange nicht aller Tage Abend. Ist hier reiner Tisch gemacht und will er uns finden, dann findet er uns auch. Ich habe nichts Ehrenrühriges verbrochen. Bin dann bloß arm wie eine Kirchenmaus. Auch vor allen Leuten. Säßt er dann um dich an, sage ich nicht nein!“

Da fuhr sie auf.

„Der tut's, Papa. Der tut es!“

Böhmner glaubte es nicht. Aber warum seinem Mädchen die Hoffnung nehmen?

„Warum weinst du denn, wenn du so fest überzeugt bist? Aber erst heißt es: hier wegkommen und für mich eine Stellung gefunden, als Administrator oder Gläubigerdirektor einer Herrschaft, gleich werde ich eine Annonce für die Zeitung aufgeben. Nur die Hände ordentlich rühren, dann kommt man auch über die schlimmste Zeit hinweg! Emmichen, weil man dann wenigstens das Bewußtsein hat, seine Pflicht und Schuldigkeit getan zu haben!“

Tantchen witterte keinerlei Gefahr — wenigstens nicht für die allernächste Zeit. Die Hauptsache war jetzt, den Heini zu zerstreuen. Für den nächsten Abend hatte sie an einige Herren, darunter auch Kauschenberg, Einladungen ergoßen lassen. In ihren Koffern und Kisten waren allerlei Genüsse noch verborgen. Und nach Königsberg hatte sie am Morgen, während ihr Neffe im Dienst war, auch noch nach Delikatessen telegraphiert. Herr Angrabeit war auf den Marsch geschickt worden, um ein Klavier aufzutreiben. Tantchen spielte gern lustige Sachen, und daß die jungen Offiziere wacker mitkamen, wußte sie aus Erfahrung. Selbst die Noten zu „Puppchen“ hatte sie mitgebracht. O, Tantchen, war resolut, wenn es darauf ankam. Rahm der Heini keine Vernunft an, dann ging sie mit der Auskunft über Böhmers einfach zum Kommandeur, und bat für ihren Neffen um einen längeren Urlaub. Fest hatte sie sich das vorgenommen. Möchte man das auch höchst sonderbar finden. Die Hauptsache blieb doch, der Jung kam über die böse Zeit mit Anstand hinweg.

Als der vom Dienst kam, stand das Klavier bereits im Wohnzimmer. Er lachte.

„Du hast wohl wieder einmal einen vergnügten Abend vor?“

„Ja, Heini, meine guten Freunde hab' ich eingeladen!“

„Bist doch ein großartiger Räfer, Tantchen!“

Er sagte es mit dem Brustton der Überzeugung.

Und schmunzelte im stillen. Da konnte ihm Tantchen wenigstens nicht unter vier Augen die Hölle heiß machen. Und augenblicklich hatte sie auch absolut keine Zeit. Solche Vorbereitungen erforderten ihre ganze Aufmerksamkeit. Nichts durfte fehlen und die Angst wurde sie nicht los, ob die Königsberger Lieferanten auch alles gleich abgeschickt hatten, als Eilpakete, sonst kamen die Genüsse nicht mehr zur rechten Zeit. . . . Alle halbe Stunden wurde Frau Angrabeit gerufen. Blumen wollte sie haben, Maiglöckchen und Veilchen zur Schmückung der Tafel. Und als das besorgt war, mußte sie Filetbeefsteaks vom Fleischer holen. Und dann die Gläser mit einem Tuch dreimal nachpolieren. Ihr Ehemann hatte den Auftrag, sechs hübsche Birken herzuschaffen, ein Frühlingsfest sollte gefeiert werden.

Und als die acht Herren kamen, konnte Tantchen mit einem zufriedenen Seufzer feststellen, daß alles wunderschön geraten war — wenn Frau Angrabeit unten in ihrer Küche die Filetbeefsteaks richtig behandelte. Oft genug hatte sie ihr auseinandergelegt, wie sie sie zu haben wünschte. Frau Angrabeit hatte immer wieder aufmerksam zugehört und versichert, das gnädige Fräulein brauche wahrhaftig keine Angst zu haben. . . . Zwei Ordonnanzen vom Kasino waren auch zur Stelle, die hatten natürlich ebenfalls eingehende Instruktionen erhalten, denn der Karolus war an diesem Abend doch nur dazu zu verwenden, die Kister mit zu vertilgen und die Trinkgelder einzusteden; damit war er auch ganz einverstanden. . . .

Das Essen verlief zu aller Zufriedenheit, Kauschenberg hatte natürlich den Ehrenplatz rechts vom Tantchen, es ging äußerst fidel zu. Der Heini aber kniff von Zeit zu Zeit die Augen klein, mit Eilanz sollte er über die nächste Zeit gebracht werden, und wenn es Tantchen auch tausend Taler kostete. Und der Kauschenberg, mit dem er bei einer Schwadron stand, war natürlich mit im Komplott. . . . Ja-a, da würden sich die Herrschaften wohl noch ein bißchen wundern. Jetzt hieß es erst einmal, den zukünftigen Herrn Schwiegerpapa kleeingefriert. Warum der von ihm die zweite Hypothek nicht annehmen wollte, sah er nicht ein. Die Emmi war doch sein einziges Kind, der fiel später Bawischkeim zu, also ihm als glücklichem Ehemann mit, was da groß aufzubogehren war, begriff er nicht. Freilich, wenn einem zehn Minuten vorher der Gerichts-vollzieher das Schriftstück ins Haus brachte, das den Untergang besiegelte, da konnte man von keinem Menschen verlangen, bei klarer Überlegung zu sein. . . . Jetzt war die Hauptsache, daß ihm Tantchen nicht in die Ohren lag. Und wenn sie Jugend um sich hatte, harmlos lustig mit der sein konnte, dann wuschte ihr fröhliches rheinisches Blut alle Bedenken aus dem Kopfe. Also für die nächste Zeit ein Alleinsein mit ihr nach Möglichkeit vermieden. Lange würde die Entscheidung keinesfalls auf sich warten lassen, und stand sie erst vor einer vollendeten Tatsache, so ließen ihr ein paar Tränen die Wangen herunter — vor lauter Mitterung.

und dann würde sie gar nicht wissen, was sie alles Gute der Braut ihres Geini antun sollte.

Nach dem Essen bestürmten die Offiziere Tantchen, Klavier zu spielen, sie würden mitsingen, voller Begeisterung, voller Hingabe. Lachend nahm Tantchen auf dem Sessel Platz, und nun ging's los.

Auf einmal brachten zwei Leutnants Frau Angraarbeit angeschleppt, die im Wohnzimmer beim Abräumen half. Eine riesengroße, weiße Schürze hatte sie über ihr schwarzes Kleid gebunden. Sie wehrte sich zwar etwas, aber es half nichts.

„Tantchen“, rief der lange, blonde Kollenbusch, „bitte spielen Sie!“

Die anderen bettelten mit.

Tantchen fing an zu spielen, die acht Leutnants waren um Frau Angraarbeit niedergekniet, hatten die linke Hand aufs Herz gelegt, die rechte erhoben und sangen mit.

„Über na—in“, sagte Frau Angraarbeit immer wieder — „über na—in!“ es half ihr nichts, sie mußte sich anfangen lassen. Und dabei drehte sie sich im Kreise herum, um eine Stelle zu finden, durch die sie entweichen konnte.

Tantchen aber spielte mit seitwärts gewendetem Kopf und lachte sich die Tränen aus den Augen. Das war so ein Zug für sie. Der Geini aber stand brav neben ihr und drehte die Notenblätter um.

Schließlich gab man Frau Angraarbeit lachend frei, der Geini drohte mit dem Finger.

„Herrschaften, da wird aber der Adam Angraarbeit eifersüchtig!“

Und dann war der Geini auf einmal auf eine gute Viertelstunde verschwunden.

Und als er wiederkam, nahm ihn Mauschenberg unterm Arm, fragte leise:

„Wo hast du denn gesteckt?“

„Im Stall! Hab“, wie sich das gehört, einmal nach den Pferden gesehen!“

„Ach so—o!“

Überzeugt war Mauschenberg von der Wahrheit dieser Worte durchaus nicht, das hatte der Geini sofort gemerkt. Also nun die ganze „Banda“, die mehr oder weniger mit Tantchen unter einer Decke saß, eingewickelt. Zu was hatte man fröhliches, rheinisches Blut in den Adern und einen leidlichen Tenor in der Kehle? Da wurde er der ausgelassenste von allen und Tantchen hatte ihre Freude und Bönne daran.

Wenn sie freilich gewußt hätte, daß er vorhin auf einen Sprung beim Justizrat Sclermann gewesen war, der ihm die erfreuliche Mitteilung gemacht, daß die ganze Angelegenheit in Königsberg so „arrangiert“ worden sei, wie er es hatte haben wollen, dann hätte Tantchen große Augen gemacht. Na, dazu fand sich noch Gelegenheit, morgen oder übermorgen.

Gegen Mitternacht, man sang gerade das schöne Lied:

An den Rhein, an den Rhein,
Geh nicht an den Rhein,
Rein Sobn, ich rate dir gut.

trat Karolek ein und meldete:

„Sie sich Wein alle und Schnaps und Sekt! Soll Kasinohausmeister rausgemissen werden aus Bett für Wein? Oder soll Karolek mit Ordnungen in Kenig von Preußen Bier holen?“

Man sah sich erstaunt an.

„Ist das eine Blamage“, sagte Tantchen.

Da lachte man hell auf und fand, es sei für heute genug. Das Singen habe so ungeheuer durstig gemacht, Tantchen vermöge die ostpreussischen Regeln doch noch nicht richtig einzuschäßen.

Und dann brachte man drei begeisterte Surras auf Tantchen aus. Und darauf gab man Karolek, der auf dem Korridor acht Säbel im Arm hielt, je eine Mark Trinkgeld. Womit für den der erfreuliche Abschluß dieses Abends besiegelt war.

Tantchen aber wollte von Schlafengehen noch nichts wissen. Da hielt der Geini rasch die Faust vor den Mund.

„Erlaube, Tantchen, morgen ist auch noch ein Tag! Ganz ausgeschlafen habe ich mich nämlich nach der großen Übung noch nicht und morgen früh um fünf muß ich wieder raus!“

Da hielt ihn Tantchen nicht. Denn während des Dienstes konnte der Jung nicht nach Baupischheim reiten und nachher mußte er sich auch erst umziehen. Und sie war auch von der langen Bahnfahrt, den Aufregungen vorher und nachher und dem heutigen Abend mit dem angstrengten Klavierspielen rechtlichaffen müde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rebhuhn.

(Zur Eröffnung der Rebhühnerjagd.)

Ein guter Bissen ging dem guten Sancho Panza, dem unsterblichen Knappen des edlen Ritters Don Quichotte, über alles; man kann es daher verstehen, daß er es vorzog, auf die ihm übertragene Statthalterschaft der heisersehten „Insel“ zu verzichten, als der ihm beigegebene Leibarzt ihm angeblich aus Rücksicht auf das Staatswohl nicht einmal das Sattessen gestattete. Den größten Schmerz bereitete es dem braven Sancho, als eine Schüssel leerer gebratener Rebhühner auf seiner Statthaltertafel erschien und der Leibarzt ihm unter Verufung auf den großen Hippokrates, den „Reitstern und die Fadel der Heilkunde“, deren Genuß untersagte. „Omnis saturatio mala, perdisis autem pessima“, zitierte der Arzt aus Hippokrates, zu deutsch: „Jede Sättigung ist schädlich, am schädlichsten aber ist sie, wenn sie durch den Genuß von Rebhühnern herbeigeführt wird“. Zu Ehren des alten braven Hippokrates wollen wir annehmen, daß er das nicht gesagt hat, sondern daß der spanische Arzt, der überhaupt ein arger Späßvogel gewesen ist, nur geglunzt hat. Auch andere Gründe sprechen gegen eine solche Annahme; die alte Medizin sprach dem Rebhuhn gewisse heilkräftige Wirkungen zu; das hätte sie nicht getan, wenn Hippokrates, dessen Lehren ihr als unantastbar galten, sich ungünstig über den Genuß des Rebhuhns ausgesprochen hätte. In einer Beziehung aber findet das angebliche Zitat des alten spanischen Arztes heute seine Erfüllung: es ist eine sehr schädliche Sache, wenn jemand sich an Rebhühnern satt essen will; die Schädlichkeit beschränkt sich allerdings nur auf den Geldbeutel. Von Jahr zu Jahr sind die Rebhühner im Preis gestiegen; im jetzigen Krieg sind sie besonders teuer, weil es an Rebhühnjägern fehlt, von denen die meisten an der Front stehen. Junge Rebhühner sind die besten. Es gibt untrügliche Merkmale, mit deren Hilfe man feststellen kann, ob ein Huhn jung oder alt ist.

Ein dichterisch veranlagter Jäger, so schreibt uns ein Mitarbeiter, hat diese Merkmale einst in dem nachstehenden Vers vereinigt:

Ist gelb der Tritt des Huhns gleich der Bitrone,
So ist's von diesem Jahre zweifelsohne,
Doch rechne davon abel auf einen Kopf,
Sie werden dir gar sehr gering im Loh!
Das Huhn mit Tritten, gelb wie Apfelsine,
Vor allem dir zum fasten Braten diene:
Bei hellem, grauem Tritt laß dir raten,
Ein halbes Stündchen länger es zu braten,
Scheint dunkel schon des Huhnes Tritt und grau,
So locht's vorm Braten erst die fluge Frau.
Blaugraue Tritte, Schnabel beinahe weiß,
Kinn um die Augen ein hellroter Kreis:
Laß ab, umsonst sind Speck und Fett und Butter,
Derart'ge Hühner schen! — der Schwiegermutter.“

Daß dieser Dichter ein Jäger gewesen ist, geht schon daraus hervor, daß er immer nur von den Tritten und nicht von den Füßen des Rebhuhns redet. Es ist aber weit gefehlt, wenn man glauben wollte, daß der letzte Vers den Dichter zu einem Widersacher der Schwiegermutter stempelte. Damit hat es vielmehr die folgende Beiwandnis: In manchen Kochbüchern gibt es Rezepte für die Vereitlung des sog. Schwiegermutterhuhns („Rebhuhn à la Schwiegermutter“, sagte man früher auf gut deutsch). Die Ausführung dieser Rezepte erfordert immer eine große Erfahrung und Geschicklichkeit in der Kochkunst, wie man sie augenscheinlich nur einer Schwiegermutter zutraut. Daher also wohl der Name „Schwiegermutterhuhn“. Vielleicht hat nun der Dichter ausdrücken wollen, daß mit einem ganz alten Huhn nicht einmal die fluge Frau, sondern nur die Schwiegermutter etwas anzufangen

kann. . .

Aus der Kriegszeit.

Die erste deutsche Eroberung Kownos. Nicht zum erstenmal wehen deutsche Banner siegreich über Kowno. Im 14. Jahrhundert griff der deutsche Orden mit starker Hand in diese damals litauischen Landschaften über, und kein geringes Ruhmesblatt in der Geschichte seiner baltischen Kämpfe bildet die erste Vernichtung der uralten Kownosfeste, die ins Jahr 1362 fällt. Zuerst ward 1348 an der Strobe, einem Flüßchen, das bei Kowno in den Njemen mündet, gegen den litauischen Erbfeind gekämpft. Achtshundert Ritter nur sollen unter der persönlichen Führung des damaligen Großkomthurs Wilhelm von Kniprebe ein mächtiges Litauerheer vernichtet haben, das nach den widersprechenden Angaben der Chronisten zwischen 6000 und 40 000 Mann stark war. Dann aber erfolgte 1362 ein gewaltiger Zug gegen Kowno selbst, dessen Lage an der Einmündung der Wisla in den Njemen es zum wichtigsten strategischen Platz Litauens machte. Nicht nur bedekten, wie Theodor Schiemann nachgewiesen hat, ihre Befestigungen die reich angebaute Gebiete von Wilna, Troki und Wilkomir: es war zugleich der Ort, von welchem aus einerseits Schamaiten, Litauern und Schwarzruthen am kräftigsten geschützt werden konnten, an dem andererseits das Ordensgebiet seine meist exponierte Position hatte." 1362 nun führte der Hochmeister, dem sich der Bischof von Samland und der livländische Meister angeschlossen hatten, ein starkes, mit Belagerungsmaschinen und der allerdings sehr primitiven Artillerie des frühen Mittelalters wohl ausgerüstetes Heer gegen die Festung. Hier kommandierte der Held des alten heidnischen Litauen, in dem sich alle Vorzüge und guten Seiten des dem Niedergang geweihten Volkes zu einer sympathischen Gesamterscheinung vereinigten, dem auch der Gegner die Achtung nicht versagte: es war Kestnit oder Kynskutte, den die deutsche Hochmeisterchronik lobt wie seinen anderen „Heiden“ je. Aber trotz seiner und seines Sohnes Woidat tapferster Verteidigung — nach einer Version soll Woidat allein den Widerstand organisiert haben — konnten die mühsam oberflächlich disziplinierten Horden der litauischen Ureinwohner nicht gegen das Ordensheer, damals unbestritten das beste Europas, ausrichten. Am Osterabend, dem 17. April, war der Widerstand erschöpft; die Führer versuchten sich mit den nur noch übrigen 36 Mann der Garnison durchzuschlagen, wurden aber gefangen. Der Hochmeister v. Kniprebe ließ seinen siegreichen Einzug in eine brennende Trümmerstätte. Die Stauwerkfestungen jener Zeit waren wie die meisten dortigen Niederlassungen aus Holz erbaut (der Fürst „zimmerte“ eine neue Stadt, sagen die Chroniken anschaulich), und Woidat hatte, als der Fall Kownos unvermeidlich war, die Palisaden an allen Ecken und Enden anzulegen lassen und ließ dem Eroberer nur ein Blutmeer übrig. Wie man sieht, ist die russische Bragis, das eigene Land nach besten Kräften zu verwüsten, etwas älter als um 1812, denn auch die Litauer sind Slawen und gehören in die russische Kultur- oder Kultururgemeinschaft. Im übrigen blieb die Stadt nicht lange wüst. Kaum waren die Ordensritter nach völliger Zerstörung der traurigen Überreste Kownos abgezogen, als nur etwa drei Meilen entfernt auf einer Memelinsel Neu-Kowno entstand, um das später noch mancher Strauß ausgefochten wurde. Es nützte weiter nichts, daß Kniprebe ihm gegenüber eine neue Truch-Oberburg mit dem frommen Namen „Gottesmerber“ aufstürmen ließ — das neue Kowno wuchs und blieb, um erst jetzt nach mehr als einem halben Jahrtausend wieder deutsches Eigentum zu werden.

Ein Russe über England. Im Jahre 1881 erschien bei Witz. Friedrich in Leipzig eine Schrift: „Rusland und England, äußere und innere Gegensätze“. Der Verfasser war ein hoher russischer Militär und nannte sich G. von Ugeny. Jetzt hat der Verlag Georg Müller in München denjenigen Teil der Arbeit, der sich mit England beschäftigt, neu herausgegeben. Da Ugeny sich bei seinen Ausführungen im wesentlichen auf englische Selbstzeugnisse bezieht, erklärt die Publikation, zu der der Nationalökonom Franz Oppenheimer eine Einleitung schrieb, den Titel „Engländer über England“. Der russische Autor sucht das Gesicht John Bulls zu zeichnen,

wie es sich für den Kontinentalen darstellt, wenn er Englands politische Geschichte betrachtet. Diese physiognomische Studie zeigt Verbrecherzüge mit bösscher Bosheit und Wibernatürlichkeit. Der alte Wiking, der sich vor 800 Jahren auf der Briteninsel festsetzte, kann von der Seeräuberlei nicht lassen; aber er hat ein einträgliches Handelsgeschäft daraus gemacht, und dieser niedrige Krämergeist hat den alten Heldencharakter verdrängt. Als Karl der Große eines Tages eine Normännerflotte auf dem Meere kreuzen sah, ward er bekümmert, und seine Augen füllten sich mit Tränen. „Ich denke an die Übel, welche diese über meine Nachkommen bringen werden“, sprach er. Nun, Piraterie ist der Anfall von Englands Geschichte geblieben. Aber die Übel begannen erst, als der alte Wiking sich zu John Bull, dem egoistischsten, tollherzigen, verschlagenen Krämer wandelte. Oppenheimer zitiert den Wiener Volkswirtschaftler Wladimir, der einmal schreibt: „Die innere und äußere Entwicklung Englands beruht auf Gewalt... Auch in der auswärtigen Politik ist Raub und Gewalt das Mittel der Ausdehnung englischer Macht und englischen Reichthums. Der Engländer fällt die ganze Welt außer England für einen Reichthumstausch. Er sieht, wie Swedenborg sagt, „auf Fremde, wie jemand von dem Dach eines Palastes mit einem Fernrohr auf die sieht, welche außerhalb der Stadt wohnen, und sich umhertreiben.“ Der Imperialismus, jene Abgeschlossenseit, die den Egoismus, der ich mit einem großen J schreibt, erzeugt, ist für Ugeny einer der richtungsgebenden Faktoren von Englands Politik. Der andere ist das praktisch orientierte Machstreben, das in der Schätzung des Reichthums gipfelt als des höchsten Ausdruck der Macht. Aus diesen beiden Antrieben erklärt der Russe Englands politisches Denken und Handeln, das ein Sprecher im Unterhaus selbst mit den Worten kennzeichnete: „Unser Hochmut beleidigt alle Völker, wir kennen nur gemeine Bewundrung, andere Rücksichten kennen wir nicht.“ Ugeny charakterisiert nun an der Hand historischer Tatsachen die Mittel, durch die diese Politik des sich selbst anbetenden, rücksichtslosen Egoismus oder Imperialismus zur Erscheinung kommt. Kein Mittel ist so schändlich, daß es nicht von England gegen andere Staaten, gegen Feinde wie gegen Bundesstaaten, angewandt worden wäre, wenn es nur seinen eigenen Vorteil dabei erreichen konnte. John Bull lockte in Seelenruhe ein Ei am Feuer, das seines Nachbarn Haus verzehrte. „Ja, es heißt wohl nicht zu weit gehen, wenn wir sagen, daß der ganze Bestand des britischen Reiches und seine noch immer fortschreitende Vergrößerung Mitleid zuzuschreiben ist, die jedes andere Volk verdammt, die keine Regierung anzunehmen wagen dürfte, ohne sich im eigenen Lande unmöglich zu machen.“ Daß ein solches Volk, dem der Fremde eben ein Niemand ist, bei den Grausamkeiten, die seine Söldner in Indien begehen, auch nicht mit der Winzer zuckt, ist selbstverständlich. Ugeny kommt zu dem Schluß, daß für die Völker des Kontinents England, der „perfidia anglica“ gegenüber Mißtrauen und Argwohn nötig sei; „denn man muß auf alles gefaßt sein, auf Überraschungen aller Art, auf Hinterlist, Verrat und Treulosigkeit“, und er erinnert an Caliban, der Shakespeares „Richard III.“ den Urtyp des britischen Staatsmannes nannte.

D'Annunzios Wortreichthum. Wie gemeldet wurde, ist d'Annunzio dazu ausersehen worden, die Geschichte des italienischen Feldzuges zu schreiben. In Anbetracht dieser erschütternden Tatsache entdeckt „Daily Chronicle“, daß der „unsterbliche“ italienische Poet schon durch den Wortreichthum seiner Dichtersprache vorzüglich für das große Werk geeignet sei. Das englische Blatt hat ausgerechnet, daß d'Annunzios Sprachschatz über 15 000 Worte verfüge, worunter viele seien, die er selbst „geschaffen“ habe. Dies stelle ihn auf die gleiche Stufe mit Shakespeare, der ebenfalls 15 000 verschiedene Worte zu meistern wußte. Milton gebrauchte nur 8000 verschiedenartige Ausdrücke, und der Durchschnittsschriftsteller begnüge sich beim Schreiben mit einem Vorrat von 4000 Worten, beim Sprechen sogar mit der Hälfte. Ein Handwerker verfüge sogar meist nur über 800 verschiedene Ausdrücke... Demnach scheint also erwiesen, daß d'Annunzio nicht hinter Shakespeare zurücksteht — wenigstens, was den Wortschatz anbelangt. Und wer wollte leugnen, daß ein Mann, der den italienischen Krieg ruhmreich bereinigen soll, mit weniger als 15 000 verschiedenen Ausdrücken auskommen könnte! Und will sogar das noch als Kunststück erscheinen!

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

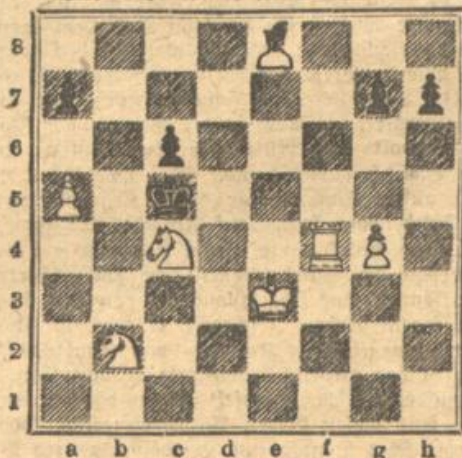
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse.
Hauptspieltage: Samstags.

Wiesbaden, 22. August 1915.

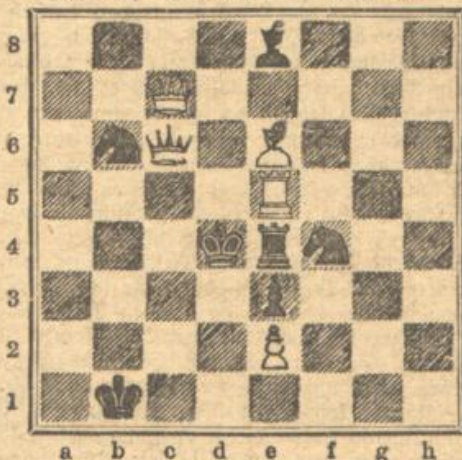
Aufgaben.

Nr. 360. W. v. Walthoffen.



Matt in 4 Zügen.

Nr. 361. J. Scheel in Slemdal.



Matt in 2 Zügen.

Partie 139 (Spanisch).

Dr. Tarrasch	Capablanca	19. Ta1-a3	Le7-f6 ¹⁾
1. e2-e4	e7-e5	20. f3-f4	Sg5-e6
2. Sg1-f3	Sb8-c6	21. Ta3-h3	Tb4-d4
3. Lf1-b5	a7-a6	22. Dd1-h5	h7-h6
4. Lb5-a4	Sg8-f6	23. Th3-g3	Kg8-h8 ²⁾
5. Sb1-c3	Lf8-e7	24. Dh5-f5 ³⁾	Lf6-h4
6. 0-0	b7-b5	25. Tg3-h3	Dd8-f6
7. La4-b3	d7-d6	26. Df5-g4	Lh4-g5
8. a2-a4	b5-b4	27. Lc1-e3	Se6-f4
9. Sc3-d5	Lc8-g4	28. Le3-d4	Sf4-h3+
10. c2-c3	Ta8-b8 ⁴⁾	29. Kg1-h1	Df6-e6
11. Lb3-c4	Sf6-e4	30. Dg4-f3	Lg5-d2
12. d2-d4 ²⁾	b4-c3	31. Df3-d3	Ld2-a5
13. b2-c3	0-0	32. Lb5-c6	d6-d5
14. Lc4-e6	e5-d4	33. Tf1-c1	Sh3-f4
15. c3-d4	Sc6-b4	34. Dd3-e3	La5-d2
16. Sd5-b4	Tb8-b4	35. De3-a3	Tf8-b8
17. La6-b5 ³⁾	Lg4-f3		
18. g2-f3 ⁴⁾	Se4-g5 ⁵⁾		

Aufgegeben.

¹⁾ Besser ist Sf6xe4. 11. d2-d4 b4xc3 12. b2xc3 0-0. — ²⁾ An dieser Stelle nicht gut. Lc4xa6 lag nahe genug. — ³⁾ Weiß geht auf den Turmfang aus; vorsichtiger war jedoch Lc1-e3. — ⁴⁾ Mehr Aussicht bot 18. Dd1xf3,

denn nach Tb4xd4 19. Lc1-e3 Td4-b4 20. Lb5-c6 hätte Weiß seine Läufer vorzüglich in Stellung gebracht zur Unterstützung des Vorstoßes des a-Bauern. — ⁵⁾ Droht Tb4xd4. Verteidigt Weiß Bd4 durch Lc1-e3, so folgt Le7-f6. — ⁶⁾ Jetzt geht Lc1-e3 nicht an wegen Dd8-a8 mit der Drohung Sg5xf3+ und Tb4xb5. — ⁷⁾ Viel besser war Se6xf4, um je nachdem mit 24. Lc1xf4 Td4xf4 25. Dh5xh6 Td4-h4 oder mit 24. Dh5xh6 Sf4-g6 fortzusetzen. — ⁸⁾ Tg3-g4 war der richtige Zug. Nach dem Textzug wird der Gegenangriff des Kubaners überwältigend. (T. R.)

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Geheimschrift.

1+2 3+: — 4 5 6+7 1+3 5 8 wichtiges Ereignis auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz.

Schlüssel: 1.—3 5 wehrhafter Bau. 2. +: 6+ Werkzeug. 3.: 4 5 Schmuckstück. 4. + 5 + 3 Menschenrasse. 5. +: + 3 Raubvogel. 6.: + 1 + Empfindung. 7. +: 8 + Singvogel.

Charade.

Erst kommt eine halbe Weltstadt,
Die Hauptstadt eines mächtigen Reiches.
Dann, was auf dem Feld zur Erntezeit
Zu sehen ist, des Landmanns Freude.
Ein Hohlmaß dann, doch ohne Kopf.
Zum Schluß, was Feind und Gegner macht,
Doch, wohlgemerkt! mit and'rem Fuß.
Und habt ihr Alles recht bedacht,
Wird leicht das Ganze herausgebracht.
Die Engländer fürchten's und suchen's zu hindern,
Denn ihre Kriegskraft würd' es mindern.

Akrostichon.

Ast, Bart, Auge, Elle, Stern, Eid, Alm, Roma, Eier,
Rauch, Lias, Adel, Egel, Strich Aster.

Von jedem Wort ist durch Voransetzung eines passenden Buchstabens ein neues Hauptwort zu bilden. Die vorangesetzten Buchstaben benennen im Zusammenhang einen unruhigen Teil in Europa.

Zahlenrätsel.

Die Zahlen im Quadrat, durch Buchstaben ersetzt, benennen ein feindliches Volk. Aus den Buchstaben lassen sich folgende Wörter bilden: 1 7 5 Volksbezeichnung. 2 3 4 Bodenform. 3 7 3 Vogelart. 4 5 3 Bibl. Frauenname. 5 4 1 jüdischer Hohepriester. 6 1 4 Fluß in Afrika. 7 3 6 Nordische Göttin.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 377.

Bilderrätsel: Luftschiffer. — Ergänzungsrätsel: Derwisch, König, Stettin, Mode, Derby, Nest, Methodist, Oder, Toledo, Fürst, Vase, Sterling, Hand. Der schönste Tod, der beste Tod, — der Tod fürs Vaterland! — Pyramide: Nil, Niel, Liane, Latein, Italien. — Werträtsel: Macht, Kenner, Eisen, Mackensen.

Ar. 17.

Kriegserzählung von **Albert Peterfen.**

(Nachdruck verboten.)

Wenn man fast fünf Monate lang nichts als Dünen, See und bleigrauen Himmel gesehen hat, kein wirkliches Dach über dem Kopfe hatte, nichts von den Ereignissen der Welt hörte, als was einem wochenalte Zeitunaen

sagen, da ist es schon ein unbeschreiblicher Genuß, einmal wieder im Eisenbahnabteil zu sitzen, wieder Bahnhofsgetribe zu sehen, das geschäftsmäßige „Brötchen, Limonade, Apfelsinen“ der Bahnhofskellner zu hören. Nur peinlich war es, wenn jemand mit achtungsvollem Blick auf die nicht mehr schöne feldgraue Uniform fragte: „Sie waren auch draußen!“ Und man mußte ärgerlich antworten: „Ne, draußen in den Dünen auf das englische Gefindel gewartet.“

„Ach, die Kerle kommen nicht.“

Einige faule Tage beim Ersatzbataillon, in denen man die Zivilisationsgüter, wie Warmbad, Haarschneidestube, gute Speiseanstalten und — endlich einmal wieder! — ein wirkliches Bett durchkostete, dann die Zusammenstellung neuer Formationen und hinaus, hinaus!

Es war auf den Bahnhöfen nicht mehr die laute Begeisterung, wie sie damals am zweiten Mobilmachungstage uns überall empfing. Aber wieviel erhebender wirkte — jetzt nach fünf harten Kriegsmonaten! — die ruhige Entschlossenheit: wir müssen siegen! die feste, selbstverständliche Überzeugung: wir werden siegen! Jedes Gesicht zeigte es, jeder Mund sprach es.

Aber die Grenze ging's: Belgien. Ode Alder, zerstörte Dörfer. Und Kriegsgräber. Weiter, weiter. Deutscher Landsturm, deutsche Blaujaken, die von nichts anderem sprachen, nichts anderes dachten: wann geht's gegen England? Und dann — wir hatten das Kampfgelände erreicht.

Die „alten“ Truppen erzählten und belehrten ein wenig von oben herab uns Neulinge, und wir hörten stillschweigend zu und dachten: Wieviele Tage noch und wir werden ebenso herablassend wie alte Landsknechte von Gefechten und Schlachten reden.

Ich war der dritten Kompagnie zugeteilt, die von einem neugeborenen Oberleutnant geführt wurde. Wir lagen allein in einem größeren Bauernhof, dessen Bewohner tödlicherweise geflohen waren. Die drei andern Kompagnien lagen eine halbe Stunde von uns entfernt im Schützengraben.

Am nächsten Morgen vor Tagesgrauen sollten wir marschieren. Wohin? Niemand wußte es. Aber es würde wohl einen Angriff geben, meinte der junge Oberleutnant gleichmütig. Im Westen hatten den ganzen Tag über die Geschütze gedonnert.

Gegen Mitternacht kam der Oberleutnant vom Bataillonskommandeur zurückgeritten.

„Also, Kirchhof La V . . . und das Gehöft südwestlich davon sind ziemlich stark von Franzosen besetzt, sind rauszuwerfen. Antreten 4 Uhr 30, Abmarsch 5 Uhr, um 6 Uhr beginnt der Rummel.“

Ein stockdunkler Morgen war's. Aber der Weg zum Schützengraben war bekannt, und ohne jenes eckige tappende Schreiten, welches sonst ein Marsch im Finstern mit sich bringt, rückten wir los.

„Kompagnie Halt.“ Der Befehl wurde mehr gehaucht als kommandiert. „Gewehr ab!“ O, hätte sich wohl mancher wackere Exerziermeister über solchen Griff entsetzt! Lauschend, wartend standen wir da.

Plötzlich hörte ich eine unbekümmert laute Stimme: „Au kief mir doch einer diesen Muskoten an, pettet seinem Leutnant die Samaschen entzwei. Mann, ich will anständig ins Massengrab!“

Ein unterdrücktes Lachen. Ich aber fuhr auf, diese Stimme! Wer war's? Jantzen? War es möglich? Und schon hörte ich eine scharfe Kommandostimme: „Zum Teufel, Leutnant Jantzen, Sie alarmieren ja die ganze Franzosen- und Hottentottenblase da drüben.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant,“ rief Jantzen frisch, wenn auch etwas leiser zurück.

Die Kompagnien entwickelten sich. Langsam, leise ging's vorwärts.

Drüben fielen die ersten Alarmschüsse der feindlichen Posten. Nichts zu sehen, nichts zu hören.

Drüben wurde das Feuer lebhafter. Die Kerls witterten uns und schossen blindlings drauflos.

Wir schritten weiter.

Der Morgen graute. Durch die Dämmerung sahen wir in unbestimmt verwischten Linien die Umrisse der hohen Kirchhofsmauer, der Kirche und das Gehöft im Südwesten.

Der Feind mußte uns auch bemerkt haben, denn hier und da brach einer der Unseren zusammen.

„Hinlegen! Zugweise vorarbeiten.“

Ein Gruppenführer raunte mir zu: „Im Zug bleiben, nicht vor dem Zug her.“

Richtig, neuester Befehl, damit nicht immer die Führer abgeknallt wurden.

Vorwärts ging's in kurzen rasenden Sprüngen. Und dann das Signal: „Seitengewehr pflanzt auf!“ Blitzschnell fuhr mir Jantzens Lied durch den Kopf, jenes Lied, mit dem einst die deutschen Landsknechte in den Kampf gezogen, jenes Lied, das der preussische Kämpfer Detlev v. Eilencron so geliebt:

„Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen . . .“

Und dann geschah alles in atemraubender Schnelle. Die Trommeln rollten, die Hörner schmetterten: „Vorwärts, vorwärts, vorwärts.“

Rechts und links sanken sie hin, die tapferen Jungen, denen das Leben noch soviel hätte geben können, die bärtigen Ersatzreservisten, die Frau und Kinder daheim hatten. Aber immer befehlender, immer lockender das eiserne Preussensignal: „Vorwärts!“

Der Kirchhof, das Gehöft, und plötzlich stand einer, standen mehrere, viele Pickelhauben zwischen den zertrümmerten Gräbern und jauchzten, sich Schweiß und Blut von der Stirn wischend, ihr Hurra in den Morgen hinein. Und jener, der zuerst die Mauer erklommen, ließ den Degen über Kopf und Helm sausen und sang: „Im engen Bett nur einer allein . . .“

Kirchhof und Gehöft waren unser.

Was an Feinden nicht am Boden lag, wurde gefangen genommen.

Ich hatte Zeit, zu Jantzen hinüberzugehen.

„Mensch, Mann, Petersen, du hier. Lieber Junge, das ist doch ein anderer Kram, als gegen einen markierten Feind die Dünen rauszukrazeln. Haha, du, das war unser erster Kampf zusammen, hoffentlich nicht der letzte.“

Wir drückten uns froh die Hand, und ich begab mich zu meiner Kompagnie.

„Pech,“ meinte mein Oberleutnant, unsere Kompagnie sollte in der Kirche Notquartier beziehen.

Das Gotteshaus war arg hergenommen. Die Scheiben von Gewehrfeuern zertrümmert, die Holzstatuen der Heiligen zerplüschert. Der Altardecken und Teppiche hatten sich die Herren Franzosen schon bedient.

Jetzt, da der Kampf aus war, trat ein Mann in die Kirche und blickte mit finsternem Blick auf unsere lieben Kerls, die sich's in der Kirche einigermaßen behaglich zu machen suchten.

Ein unangenehmes Gesicht hatte er, dieser hagere Franzose, dessen unrafiertes, bläulich dunkles Kinn dem Antlitz geradezu etwas Mephistohaftes gab. Und dann die schwarzen, lauernden Augen.

Der Bursche würde uns auch lieber Salzsäure als Wasser geben, dachte ich.

Gegen Abend kam ein Kamerad der zweiten Kompagnie und brachte eine Einladung von Jantzen, ich möchte mit ihm einige Stunden im Gehöft, wo er einquartiert war, verleben.

Ich verständigte meinen Oberleutnant und ging. In einem mittelgroßen Zimmer, das trotz der geschmackvollen Möbel wegen der herrschenden Unordnung einen unbehaglichen Eindruck machte, saß Jantzen vergnügt im Sofa, rauchte eine Zigarre, drehte am Weinglas und versuchte sich mit einem hübschen dunkeläugigen Mädchen zu unterhalten.

Am Tisch saß noch ein alter Mann, der einen recht stupiden Eindruck machte. Es war, wie ich nachher erfuhr, der Großvater des Mädchens. Das ganze war ein Bild

des Friedens, wenn — ja, wenn der Schwarzäugige nicht in einer Ecke am Kamin geessen und die andern mit seinen finster lauernden Blicken beobachtet hätte.

Janzen schien durch die Anwesenheit des unheimlichen Gastes nicht gestört zu werden. Er begrüßte mich in seiner burschikos frischen Art, stellte mich dem Hofbesitzer und seiner Enkelin vor, und bald scherzte und radebrachte ich mit Janzen um die Wette. Wenn nur dieser Schwarzäugige nicht gewesen wäre! Ich schalt mich Angstmeier,

Und ich merkte, daß jedesmal, wenn das Mädchen über einen Witz oder eine ungeschickte Redewendung lustig zu lachen begann, der Unheimliche scharf hüstelte und sie dann plötzlich zusammenzuckte, verstummte und für die nächsten Minuten stumm und kühl dafas.

Einmal sah ich in solchem Augenblick Janzen bedeutungsvoll an. Der aber schien sorglos zu sein.

Ich bewunderte ihn, sagte aber sogleich: „Du, unter-
suche diese Nacht deine Bude genau und schließe die Tür zu.“
Hasenfuß, hysterisch — ganz gleich, der Kerl gefiel mir nicht.

„Wenn ein Schlüssel da wäre. Uebrigens, lieber Sohn, wenn du nach dem ersten Gefecht schon nervös wirst, kehre lieber ins Nordseebad „Dünenstumpffinn“ zurück.“

Der Spott verletzte mich ein wenig, und ich berührte den Gegenstand nicht wieder.

Als ich aber nachher zur Kirche zurückging, war eine gewisse Unruhe in mir. Und die verließ mich die ganze Nacht über nicht.

Als am nächsten Morgen die Kompagnien antraten, fehlte Leutnant Janzen.

„Natürlich wieder gefundenen Schlaf,“ schnauzte der Kompagnieführer der zweiten.

Da aber kam verstört Janzens Bursche gerannt.

„Herr Leutnant — im Bett — durchschnittene Kehle.“
Armer Junge, nun war es nichts geworden — „auf grüner Heide, in freiem Feld . . .“ Nein, im engen Bett, und so, so!

In der Tür des Gehöfts stand, die Hände über der Brust gefaltet, ein junges Mädchen und rief mit gepreßter, ruhiger Stimme:

„Je l'ai tué!“

Ruhig, die Hände über der Brust gefaltet, stand sie auch, als sich auf das scharfe Kommando todbringend die Gewehrläufe gegen sie richteten.

Der Schwarzäugige wurde nicht gefunden.

Die Wiedergeburt der Komödie.

Ariost als Lustspieldichter.

Von Paul Heyse.

(Nachdruck verboten.)

Als letzte Arbeit Paul Heyses erscheint demnächst in der von Marie Herzfeld herausgegebenen Sammlung „Das Zeitalter der Renaissance“ bei Eugen Diederichs in Jena eine Übersetzung dreier charakteristischer Lustspiele der Epoche, der „Cassaria“ von Ariost, der „Urtodolia“ von Lorenzino de Medici und der „Mandragola“ von Machiavelli. Der große Meister der Übersetzungskunst hat diese Verdeutschungen geschrieben, während er sich von einer acht Monate dauernden schweren Krankheit erholte. An die Einleitungen, die den einzelnen Werken voraus gehen, sollte noch die letzte Hand gelegt werden. Der Winter jedoch und der Frühling brachten Krankheit auf Krankheit. Und dann kam der Tod. „Die tiefe Einfühlung in den italienischen Geist“, so urteilt Marie Herzfeld in ihrem Vorwort über dies letzte Werk des Dichters, „die sprachliche Erfindung, der dramatische Nerv im Rhythmus, die unendliche Leichtigkeit, der Wohlklang, die Anmut der Prosa heben den Heyse'schen Genius mit dieser Arbeit eines Sterbenden noch einmal in das volle Licht des Tages.“ Wir freuen uns, in folgendem Heyse'schen Einleitung zu Ariosts „Cassaria“, die zugleich in großen Umrissen die Entstehung der modernen Komödie charakterisiert, unsern Lesern vorlegen zu können. Die Schriftlgt.

Während des ganzen Mittelalters war der allen Völkern eingeborene Hang zu dramatischen Darstellungen auch in Italien nicht erloschen, hatte sich aber auch hier, da es an öffentlichen Bühnen und Dichtern regelrechter weltlicher Stücke fehlte, mit der Religion verbündet und in Kirchen und Nonnenklöster flüchten müssen. Dort wurden, von talentvollen Poeten in Verse gebracht, bekannte biblische Geschichten aufgeführt, mit möglichst vielem äußerem Prunk, der außer dem frommen Gefühl die Schaulust der Gemeinde befriedigen sollte. Und damit auch der Humor, der Sinn für derb-komische Wirklichkeit zu seinem Rechte kam, wurde es Sitte, in die feierliche Handlung dieser Rappresentazioni possenhafte Intermezzi einzuschieben, etwa eine Bauernschenke, in der der verlorene Sohn wüste Gefellen fand, mit denen er in Rauffhandel geriet, bis er in trunkenem Zustande vom Wirt auf die Straße geworfen wurde, oder Ähnliches. Daneben fehlte es auch nicht an allegorischen Dichtungen, die mit Musik begleitet wurden und nur in schönereimten Dialogen bestanden, bis, nachdem das klassische Element schon in die Zwischenspiele

der geistlichen Schauspiele eingedrungen war, Angelo Poliziano für die feste des Kardinals Gonzaga in Mantua um 1742 seinen Orfeo dichtete, das erste regelmäßige Drama in der Volkssprache, doch ebenfalls wie in den Rappresentazioni nur aus Dialogen bestehend, ohne Verknüpfung und gesteigerte Spannung der Szenen.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren auch die volkstümlichen Intermezzi zu vollständigen Possenspielen in der Vulgärsprache erweitert worden. Die regelmäßige Komödie aber hatte, dank den Bemühungen der Humanisten um die Wiederbelebung der klassischen Literatur und zunächst in den Aufführungen von Stücken des Plautus und Terenz, an den glänzenden, hochgebildeten Fürstenhöfen, zumal des Ercole von Este in Ferrara Eingang gefunden. „1486, den 25. Januar, wurden die Menaechmi gespielt, auf einer Bühne im Hofe des herzoglichen Palastes, mit prachtvoller Dekoration, welche fünf Häuser mit Zinnen, fenstern und Türen darstellte. Ein Schiff, das den einen der Zwillinge brachte, kam mit Segeln und Rudern über den Hof herangefahren. Die Kosten betrugen über 1000 Dukaten, und 10000 Personen sollen zugehört haben. Den 26. Januar 1487 wurde der Amphitrio gegeben, den 12. Februar 1491 dieser von neuem, dann wieder die Menaechmi und ferner des Terenz Andria. 1499 spielte man Trinummi, Poenulus und den Eunuchus des Terenz, und 1502 bei der Vermählung des Prinzen Alfonso mit der Eucrazia Borgia wurden in dem großen, glänzend geschmückten Saale, der 5000 Personen faßte, fünf plautinische Komödien dargestellt: Epidicus, Bacchides, Miles gloriosus, Asinaria und Casina, alle mit den üblichen Intermezzi von Musik, Tanz und Kampfspielen.“ Da aber die Zuschauer nicht alle den lateinischen Text verstanden hätten, wurden die Stücke in italienischen Übersetzungen aufgeführt, die ziemlich mangelhaft gewesen sein sollen.

Dies alles hatte Lodovico Ariosto miterlebt. Geboren im September 1474 in Reggio, wo sein Vater, in hoher Gunst bei den Fürsten von Ferrara, Kapitän der Zitadelle war, widmete er sich zunächst neben dem Rechtsstudium den schönen Wissenschaften, trat, als der Vater um sein Vermögen gekommen war, 1502 in den Dienst des Kardinals Ippolito von Este, dichtete in demselben Jahre ein Hochzeitslied zur Vermählung des Prinzen

Alfonso mit Eucrazia Borgia in lateinischen Distichen, dann aber eine Ekloge in der Vulgärsprache, mit der er sich von der lateinischen Poesie fast gänzlich abwandte.

Bei der vorwiegenden Neigung des fürstlichen Hofes zu theatralischen Veranstaltungen war es natürlich, daß das Talent des jungen Dichters, der noch nicht ahnte, daß er den Ruhm erlangen sollte, die romantische Epopöe auf ihre Höhe erhoben zu haben, sich zunächst in einer Gefolgschaft zu den beiden Klassikern des römischen Theaters hervortrat, und zwar, durch die Notwendigkeit, die Stücke des Plautus und Terenz nur in Übersetzungen aufzuführen, belehrt, ebenfalls in italienischer Sprache, und zunächst in Prosa. Daß er dem Vorbilde des klassischen lateinischen Lustspiels treu blieb, ist nicht zu verwundern. Gab es doch kein anderes Muster, und Ariost, der im Grunde ein episches, kein dramatisches Talent war, blieb völlig im Banne der alten Kunst, aus dem er in den folgenden Stücken sich nur schüchtern zu befreien versuchte, wenigstens in der Wahl des Ortes, in den er die Handlung verlegte, der nicht mehr stets ein außeritalienischer, sondern den Zuschauern vertraut war. Die ganze szenische Einrichtung blieb die der Alten: eine Straße oder ein Platz zwischen den Häusern einiger der wichtigeren Personen und die obligaten Rollenfächer: die Väter von verschiedenen Charakteren, liberal oder geizig, ihre Söhne, die nach dem Besitz geliebter Mädchen von geringem Stande oder geradezu Sklavinnen trachten, wozu schlaue und erfinderische Diener ihnen verhelfen, indem sie den Alten das Geld ablüsten, der Kuppler oder die Kupplerin, der Parasit, die Mädchen selbst, die nur in schwachen Umrissen gehalten sind oder sogar hinter den Kulissen bleiben. Daß sie mit nachlässiger Hand ohne tiefere Charakteristik gezeichnet wurden und — mit Ausnahme der später zu besprechenden Eucrazia in *Madriavellis Mandragola* — keine Entwicklung, sondern nur die Bedeutung hatten, den Jünglingen begehrenswert zu scheinen wie eine Art Marktware, rührte wohl mit davon her, daß die Frauenrollen, außer bei den geistlichen Aufführungen in den Kirchen, bis ins 15. Jahrhundert nur ausnahmsweise nicht von unbärtigen Jünglingen gespielt wurden. Im Jahre 1621 erklärt der Schauspieler Cecchini, erst seit kaum 50 Jahren sei man gewöhnt, auch bei herumziehenden Schauspielertruppen Frauen auf der Bühne zu sehen. Daß eine Frau den Mittelpunkt einer Handlung bilden könne, daran wurde nie gedacht. Und doch geschah dies schon viel früher auf dem englischen Theater, wo doch auch Knaben lange Zeit in Frauenkleidern steckten und dennoch Shakespeare seine *Desdemona*, *Lady Macbeth* und *Kleopatra* schuf. Auch die üblichen Mittel, die Handlung zum gewünschten Ende zu führen, die Wiedererkennung verlorener Kinder durch die Väter oder ein ähnlicher *Deus ex machina* finden sich in dieser vielfach noch unbehilflichen Lustspielwelt. Daß die drei Einheiten gewahrt wurden, verstand sich von selbst. Ariost scheut sich nicht, im Prolog seiner *Suppositi*, in der ersten, der Prosaform, unbefangen einzugestehen, er sei dem Plautus und Terenz in seinen Entlehnungen gefolgt, da er nicht nur in den *Costumi*, sondern auch in den Handlungen selbst nach

Möglichkeit Nachahmer der berühmten alten Dichter sein wolle, wie sie ja selbst Menander, Apollodor und die anderen Griechen in ihren lateinischen Komödien nachgeahmt hätten. In seinen *Suppositi* habe er auch dem Eunuchus des Terenz und aus Plautus' *Captivi* einige Motive sich angeeignet, aber so bescheiden, daß Terenz und Plautus selbst, wenn sie es erführen, es nicht übelnehmen und es eher eine poetische Nachahmung als einen Diebstahl nennen würden.

Von einem Plagiat zu reden, fiel ja auch keinem der Zeitgenossen ein. Man fand diese Abhängigkeit von den berühmten allbekannten Klassikern so selbstverständlich, daß es nur befremdet haben würde, wenn der Dichter von dem herkömmlichen Zuschnitt der Bühne und der Charaktere abgewichen wäre und eigene Wege gesucht hätte, etwa die Handlung mit mehrfachen Verwandlungen im Innern der Häuser hätte spielen lassen. Das erste Stück des Ariost, die *Cassaria*, mit dem der Dichter den Ruhm eines Begründers des italienischen Lustspiels erlangte, allerdings nur in Italien selbst, da er jenseits der Alpen nur als Dichter des *Orlando furioso* weltberühmt wurde, fand 1508 am Hofe zu Ferrara seine erste Aufführung und gewann allgemein den größten Beifall. Es fehlte auch in den Zwischenakten nicht an den üblichen musikalischen und anderweitigen Ergänzungen des Publikums, „Moresken und mythologischen Intermezzi von Gesang und Tanz, und Bernardino Prospero rühmte in einem Bericht an die Marchesa Isabella Gonzaga die Neuheit der Zufälle, die schönen Moralsentzenen und andere Dinge, wie man deren nicht halb soviel bei Terenz finde“. Noch größeren Beifall als das erste Stück scheint Ariosts zweites, *I Suppositi*, gefunden zu haben. „Es wurde 1515 in Rom im Vatikan gegeben, der göttliche Raffael hatte die Szene gemalt, Papst Leo X. selbst beaufsichtigte den Eintritt der geladenen Zuschauer. Einige ausländische Prälaten nahmen Anstoß an gewissen indezenten Zweideutigkeiten, *Bisticci aromatici*, wie man sagte, zumal im Prologe; aber der Papst war nicht so skrupulös; ihn befriedigte die Aufführung sehr, und er hat infolgedessen den Autor um ein neues Stück. Den 16. Januar 1520 sendete ihm Ariost den *Negromante*, welchen er schon zehn Jahre vorher begonnen hatte. Doch ward diese Komödie nicht in Rom gespielt, sondern erst später in Ferrara, und hier kam auch 1528 und 1529 die *Lena* zur Darstellung. Ein fünftes Lustspiel „*Gli Studenti*“ war bei des Verfassers Tode noch unvollendet; sein Bruder Gabriele ergänzte es unter dem Titel „*La Scolastica*“.

Was den Dichter bewogen haben mag, die drei letzten Stücke in Versen abzufassen, ja auch die *Cassaria* und die *Suppositi*, als er sie 20 Jahre später wieder auf die Bühne brachte, in Verse umzuschreiben, ist nicht ganz klar. Vielleicht glaubte er ihnen dadurch einen höheren dichterischen Wert zu verleihen oder seinen klassischen Vorbildern näher zu kommen, die alle die Versform hatten. Die Wahl gerade dieses Verses aber, des sogenannten *Endecasillabo sdrucciolo*, des fünffüßlers mit gleitendem (daktylischem) Ausgang, war keine glückliche. Er ermüdet auf die Länge, während Ariosts Prosaстиl von höchster Natürlichkeit und Lebendigkeit ist.

Schnitterlied.

Wie stand die Ernte reif und körnerschwer
Und harrete wogend nur des Schnitters Hand,
Der dieses segengoldene Ahrenmeer
In Garben band.

Nun zieht ein anderer Schnitter durch die Fluren!
Sein Sensenklang surrt stahlhell durch die Welt,
Zerwühlt von eisenschweren Hufschlags Spuren
Liegt ringsumher das Feld.

Und wo ihr Lied die Lerche aufwärts sandte,
Brüllt der Geschütze donnergleiche Wut.

Und wo sich seidenblau der Himmel spannte,
Leht rote Glut.

Es kämpft um die bedrohte Heimatscholle
Mit Heldenringrimm mancher Mutter Sohn,
Und Blut tropft auf das Land, das schicksalsvolle,
Wie roter Mohn.

Es pflügt ein Volk in heil'ger Schmerzen Wehen
Den teuren Boden auf zum Licht empor;
Doch: ernten werden, die mit Tränen säen,
Wie nie zuvor.

Historische Frauen-Silhouetten.

Jobanna von Navarra.

Von **Waltber Schulte vom Brühl.**

(Nachdruck verboten.)

Nicht nur in dem Umstand, daß sie die Mutter eines so hervorragenden Königs war, wie Heinrich IV. von Frankreich gewesen ist, beruht die Bedeutung Jeanne d'Albrets, der Königin von Navarra. Ihr Ruhm gründete sich auf eigenen Taten, Schicksalen und hervorragenden Charaktereigenschaften. So klein ihr Reich in der Hut der Pyrenäen war, so groß und königlich trat sie selber in die Geschichte ein, eine der interessantesten und bedeutendsten Herrscherinnenercheinungen, die jemals gelebt haben. Schon ihre Mutter Margarethe von Valois war eine Frau von hervorragenden Eigenschaften des Herzens und Geistes. Sie hatte, eine eifrige Förderin der Bildung ihrer Untertanen und Freundin der Reformation, nur den einen Fehler, daß sie sich zu sehr in die Politik ihres geliebten und bewunderten Bruders, des Königs Franz I. von Frankreich, einspannen ließ. Auch ihr Gatte Heinrich d'Albret war ihm unbedingt ergeben und hatte seines großköniglichen Freundes Schicksal in der Schlacht von Pavia ehrlich geteilt. Solche Abhängigkeit der Eltern von Paris brachte die ersten schweren Kummernisse in das Leben der kleinen Jeanne.

Navarra war stets nur ein bescheidenes Ländchen. Es hatte an Gebiet schon eingebüßt und zählte mit der zugehörigen Grafschaft Béarn noch keine 400 000 Bewohner, als Jeanne am 7. Januar 1528 geboren wurde. Aber dieser wein- und erzgesegnete, von einer stolzen, baskischen Bevölkerung bewohnte Pufferstaat zwischen Spanien und Frankreich hatte seine Bedeutung schon seit den Tagen des großen Karl, der dort im Tal von Roncesval eine so folgenschwere Niederlage erlitt. Gierig äugelten die mächtigeren Nachbarn immer nach diesem Gebiet, das seine Selbständigkeit fast nur solcher Eifersucht verdankte. Jedes suchte dort in irgend einer Weise festen Fuß zu fassen, auch Karl V. der deutsche Kaiser, der die Erbin Navarras, der Johanna als Braut für seinen Sohn, den nachmaligen König Philipp II. von Spanien, ins Auge faßte. Aber diese Pläne wurden kund und Franz I. von Frankreich, fürchtend, daß der Nebenbuhler durch solche Verbindung sich dort im Süden auf französischem Boden festsetzen könnte, suchte die Politik des Kaisers zu durchkreuzen. Die 12jährige Thronerbin, ein Kind von außergewöhnlicher Schönheit, reich begabt und sorgfältig im protestantischen Sinne erzogen, auch in ritterlichen Künsten, im Reiten, Fechten und Jagen vielgeübt, sollte das Opfer der Schachzüge ihres Onkels werden. Dieser setzte es bei den Eltern durch, daß das Kind, vorab nur formal, mit seinem Bundesgenossen und Widersacher des Kaisers, mit dem Herzog Wilhelm III. von Kleve und Berg, vermählt wurde. Ihre Eltern schickten sich darein, aber mit seltener Festigkeit sträubte sich das Mädchen gegen die Verbindung, verfaßte selber einen geharnischten Protest, fingierte gar bei der glänzenden, in Gegenwart des mächtigen Onkels und vieler Großen zu Châtelleraut am 15. Juli 1540 stattfindenden Trauungszeremonie eine Ohnmacht, klammerte sich am Stuhl fest und kein Jawort tönte von den bleichen Lippen, als es trotz des Widerstandes vor den Altar geschleppt wurde. Dann war das Fest verrauscht, der Gatte wieder abgereist. Wie ein böser Traum lag das Geschehnis hinter Johanna. Drei glückliche Jahre verlebte sie nun bei den Eltern in Pau, da sollte die Ehe endlich Wirklichkeit werden, sollte die nun fünfzehnjährige nach dem Willen des mächtigen Onkels ihrem Gatten nach dem Rheine folgen. Unter heißen Tränen rüstete man die Abreise, nahm schon Abschied, da kam plötzlich Gegenbefehl des Königs. Der Herzog-Gatte hatte das Bündnis mit Franz gebrochen, hatte seinen

Frieden mit dem Kaiser gemacht, und Königin Margarethe überzeugte nun schnell den enttäuschten Bruder, daß ein so wenig zuverlässiger Freund und Verbündeter kein geeigneter Gatte für ihr Kind sei. Eifrig wurde die Scheidung betrieben, Johanna beschwor die Echtheit des früher von ihr aufgesetzten Protestes und der Papst ließ sich nach anfänglichem Sträuben bereit finden, die Ehe zu trennen. Das jungfräuliche jugendliche Weib war wieder frei.

Nachmals ging Johanna, 20jährig, eine Liebesheirat ein mit Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, einem der französischen Thronagnaten. Ihre herrliche Mutter, tief erschüttert von dem inzwischen erfolgten Tode ihres geliebten Bruders Franz, hatte sich bereits von der Welt zurückgezogen und starb, allgemein betrauert, im Jahre nach der Vermählung ihres einzigen Kindes. Dessen beiden ersten Söhne starben, dem dritten gab der Großvater, König Heinrich, bei der Geburt einen Schluck des feurigen, heimischen Weines zu trinken und sagte: „Du sollst mir ein echter Béarner werden und ehe du die Muttermilch trinkst, sollst du den Wein deines Landes schmecken.“ Und seinen Edelleuten frohlockend den nackten Buben hinhaltend, rief er: „Schaut her, mein Lamm hat mir einen Löwen geboren!“ Das Knäblein von Navarra wurde nachmals der glänzende Herrscher Frankreichs, Heinrich IV., der erste in der Reihe der Bourbonen. Als Johanna nach dem Tode des Vaters Königin von Navarra geworden, suchten Frankreich und Spanien Einspruch gegen die weibliche Thronfolge zu erheben und selber ihre Ansprüche durchzusetzen, aber da das Land fest zu seiner Herrscherin stand, wagte man nicht einzuschreiten. Johanna wandelte ganz in den Fußstapfen ihrer Mutter, begünstigte auch die reformierte Lehre, ohne sich ihr noch offen zuzuwenden, während ihr Gemahl, der König, sich von seinem Bruder, dem Prinzen Condé, dem streitbaren Haupte der Hugenotten, zum förmlichen Übertritt hatte bewegen lassen.

In Frankreich war nach dem Tode Heinrichs II., Franz I. Nachfolger, seine Schwägerin, die kluge, hochgebildete, aber ränkevolle Katharina von Medici als Vormünderin ihres Sohnes, des neuen Königs Karl IX., ans Ruder gekommen. Aus Abneigung gegen die Herrschaft der katholischen Guisenpartei wandte sie sich Anfangs den Hugenotten zu, aber als diese selber Anschläge zur Gewinnung der Herrschaft machten und Katharina gar in ein Kloster zu sperren trachteten, wurde sie die eifrigste Feindin der Protestanten und es war ihr sehr darum zu tun, deren Häupter in ihre Gewalt zu bekommen. So lud sie denn in der schmeichlerichsten Weise auch das Königspaar von Navarra zum Besuche ihres Hofes ein, doch Königin Johanna mißtraute ihr. Vergeblich suchte sie ihren Gemahl von der Reise zurückzuhalten. Der aber folgte mit seinem Bruder, dem Prinzen Condé, der Einladung ins Hoflager nach Orleans, wo man beide fürsten alsbald verräterisch festnahm. Die daheim gebliebene Johanna wurde unter Drohungen aufgefordert, protestantische Geistliche, die in ihrem Lande Schutz gefunden, herauszugeben. Sie antwortete dadurch, daß sie ihre festen Plätze armierte, Truppen zusammenzog, und nun auch öffentlich zum Protestantismus übertrat. Von Frankreich und von Spanien zugleich bedroht, verlor sie keinen Augenblick ihre Ruhe und Entschlossenheit, wußte auch mit ihren schweren Regentinnenpflichten ihre Mutteraufgaben wohl zu vereinigen, indem sie für die Erziehung ihrer Kinder Heinrich und Katharina sorglich bemüht war. Währenddessen wandte sich der politische Wind wieder zu Gunsten der Hugenotten, von denen

schon 1200 Anhänger unter dem Henkerbeil verblutet waren. Auch vor dem gefangenen König von Navarra und seinem Bruder hätte es kaum Halt gemacht. Nun aber wurden beide freigelassen. Condé blieb das Haupt der Protestanten, aber der schwache und seiner mutigen und hochgefinnten Gattin so wenig würdige Anton von Bourbon geriet ganz in die Schlingen der Medicäerin, trat wieder zum Katholizismus zurück und wurde gar heimlicher Widersacher seiner Gemahlin. Man förderte ihn mit der Aussicht auf die Hand Maria Stuarts und er suchte deshalb seine Ehescheidung zu betreiben. Der fanatische Philipp von Spanien versprach ihm gar Sardinien und andere Länder, die ihm nicht gehörten, wenn er ihm die calvinische Königin und ihre Kinder in die Hände spiele, damit er sie durch ein Kezengericht beseitigen könne. Der Brave tat denn auch alles, um sein königliches Weib, das zum Religionsgespräch nach Poissy und zum Besuch der nun scheinbar den Protestanten wieder günstiger gesinnten Katharina gereist war, auf ihrer Rückkehr nach Navarra aufheben zu lassen. Glücklicherweise entging sie jedoch dem Anschlag und wurde von einem Aufgebot ihrer Truppen, das sie sich entgegen kommen ließ, sicher nach ihrer Hauptstadt Pau geleitet. Inzwischen war in Frankreich durch ein Gemetzel, das der Katholikenführer Herzog von Guise trotz aller den Hugenotten gegebenen Garantien unter Protestanten anrichten ließ, der Bürgerkrieg neu entfacht worden. Dabei starb Johannas Gemahl, auf Seiten der Katholiken gegen seinen Bruder kämpfend, an einer empfangenen Wunde, die sein leichtfertiges Treiben tödlich gemacht hatte. Der Friede von Amboise schaffte für eine Anzahl von Jahren wieder Ruhe, während deren Johanna sich als echte Landesmutter bewährte, ihrem Volke auch ein wertvolles Gesetzbuch schuf und ihre Kinder sorgsam erzog. Dann aber, als sich die Krone Frankreich mit Spanien zur Vernichtung der Hugenotten verbunden und der Friede von

Amboise verräterisch gebrochen war, kam es erneut zum Bürgerkrieg. Johanna, in ihrem Ländchen schwer bedrängt, wurde von den Hugenotten mit der Verwaltung von La Rochelle, ihrer festen Hochburg, betraut. Selber legte sie ihrem 15jährigen Sohne die Rüstung an und sandte ihn zur Armee, verpfändete auch zur Unterstützung der protestantischen Sache ihre Juwelen an ihre Glaubensgenossin Elisabeth von England. Und als bei dem für die Hugenotten unglücklichen Treffen von Jarnac am 13. März 1569 der gefangene protestantische Oberfeldherr Condé durch Mörderhand gefallen, eilte sie zur Armee, sprengte, ihren Sohn zur Rechten, den jungen Condé zur Linken, an der Front der Truppen entlang, ermutigte die Krieger durch eine feurige Ansprache für die heilige Sache des Glaubens und stellte ihren Sohn als Erbe Condés vor. „Er ist der Eure und nur der Eure von diesem Tage an“, rief sie, und die Krieger grüßten den jugendlichen Königssohn jubelnd als das „Schwert der Reformation“.

Erneut wurde Bürgerblut in Strömen vergossen. Siege und Niederlagen folgten, bis zu St. Germain en Laye ein neuer Friede geschlossen ward. Aber neue Tücken sann heimlich Katharina von Medici. Angeblich zur Besiegelung des Religionsfriedens sollte Heinrich von Navarra ihre Tochter heiraten. Schweren Herzens nur, ahnungslos, willigte Johanna in das Bündnis. Zur Hochzeit des Sohnes nach Paris reisend, erkrankte sie dort und starb, erst 44 Jahre alt, gefaßt und gottergeben, eine der tugendreichsten, tatkräftigsten, verehrungswürdigsten Fürstinnen, die die Welt je gesehen, starb, während das Gespenst der Bartholomäusnacht, der Pariser Bluthochzeit ihres Sohnes mit Margarethe von Valois, bereits näher schlich. Daß Johanna durch einen Mordanschlag Katharinas, durch vergiftete Handschuhe, erlegen sei, wie die durch ihren Tod aufs tiefste erschrockenen Hugenotten behaupteten, ist geschichtlich unerwiesen.

Aiko Rickmers größter Ärger

Skizze von Lotbar Knud Sredrik.

(Nachdruck verboten.)

Aiko Rickmers saß vor der Tür seines Häuschens, in dessen Weinlaubkranz der Spätsommer schon hier und da bunte und welke Blätter gefügt hatte, rauchte aus der berühmten Kurzpfeife den noch berühmteren Kanaster, spuckte vor sich hin, sah in die untergehende Sonne, die ein blutroter Feuerball in der blauen Unendlichkeit der Nordsee ertrank, und stopfte an einem zerrissenen Netze — das heißt, stopfen tat er am wenigsten, denn es war Feierabend. Im Hause, in der Küche, hantierte mit mürrischem Gepolter seine Frau, die auf den sanften Namen Else hörte oder vielmehr nicht hörte. Es roch nach Bratfischen und gerösteten Kartoffeln.

In dieses Idyll hinein plähte Meinno Janssen, der Briefträger. Er übergab dem Aiko Rickmers einen eigenartigen Brief ohne Marke und statt deren mit einem Stempel darauf und hinten mit einem Ding zugeklebt, das aussah wie die Reklamemarken, die die Kinder selbst in diesem weltverlorenen Fischernefte sammelten, und auch wie jene eigenartigen Dinger, die vor einem knappen Jahr ein Mann mit einer blauen Mütze auf Aiko Rickmers sämtliche Möbel geklebt hatte, als er dem Udo Helmers, dem Halunken, die geliehenen fünfhundert Mark zurückzugeben für unnötig befunden hatte. Und die hatte er noch nicht mal herunterreißen dürfen — war er belehrt worden — er hatte wohl oder übel zahlen müssen. Brrr — ein Schauder überrann ihn, wenn er daran dachte, und dieser Schauder pflanzte sich fort auf den Brief, den Meinno Janssen, der Briefträger, ihm eben in die schwielige, braune Hand gedrückt hatte.

Aiko Rickmers wollte den Meinno eben noch fragen, was solcher Brief zu bedeuten hätte; wenn etwa etwas Böses, so hätte er ihn ihm gleich wieder mitgegeben; aber der stapfte schon seinen ruhigen, trägen Trott um die nächste Ecke — und nachlaufen — wahrhaftig, nein, das tat Aiko Rickmers niemand. Er wog bedachtam den Brief eine geraume Weile in der Hand, drehte ihn hin und her und um und um, beguckte ihn von allen Seiten, zuerst mißtrauisch, zuletzt gar böse — aber schließlich nach manchem „Hupp“ und „Ach“ trennte er mit behutsamen Fingern das eigenartige runde Ding, das ihn zusammenhielt, und faltete ihn auseinander.

Anfangs verstand er nicht recht, was das bedeuten sollte, was da in dem Briefe stand, der übrigens neben dem Vordruck nur ein paar Worte, seinen Namen und mehrere Zahlen enthielt. Dann aber machte er urplötzlich einen Hopser, den man seinem Riesenkörper nicht zutraut hätte, schlenderte Netz und Flichtgarn im Bogen von sich und stieß einen so lauten Juchzer aus, daß das Klappern und Klirren des Geschirrs in der Küche augenblicklich verstummte und statt dessen eine etwas heifere, brummige Frauenstimme hörbar wurde, die in mürrischer Mißbilligung nach den Ursachen und Gründen solchen ungeheuerlichen Betragens forschte. Gleichzeitig wurde die Besitzerin dieser lieblichen Stimmbänder im Türrahmen sichtbar. Sie war groß, starkknochig, und ein rothaariger Flammenwall stand über einem derben, tüchtig sommerprossigen Gesicht.

„Wat schall dat, Nisko?“ wiederholte sie ihre Frage, als der Mann nicht antwortete, sondern noch immer ganz verdattert mit großen leuchtenden Augen in die sinkende Sonne sah.

Nun fuhr er herum:

„Da! Lies mal, Modderken,“ und hielt ihr den eben empfangenen Brief hin.

Sie nahm, ebenso böswillig und mißtrauisch wie er, den Brief, zögerte eine kleine Weile und las schließlich doch. Aber ihr Gesicht aber glitt nicht der geringste Schimmer des Verständnisses.

„Versteht dat nicht,“ sagte sie in ihrer kurzen und mürrischen Art und gab ihm den Zettel zurück.

„So? . . . Verstehtst dat all nich?“ wiederholte er und lächelte ein ganz klein wenig Hohn. „Nu, dann will ich dir das wohl vertellen — Krieg is, Modder! Krieg! Un ich muß mit!“

„Krieg? . . . Büst' des Düwels?“

„Aee, Modderken. Ik nich. Is aber doch meine Einberufung. Da, guck mit 'nem amtlichen Stempel!“ Und er hielt ihr das Schriftstück unter die umfangreiche Nase.

„So is dat wirklich wahr . . . Ik hab' man bloß glaubt —“ Aber was Else Rickmers bloß geglaubt hatte, erfuhr die Weltgeschichte nicht; sie verstummte, stand eine Weile, ohne sich zu rühren; dann fuhr sie sich plötzlich mit dem Schürzenzipfel nach den Augen:

„Un du mußt mit?“

Nisko Rickmers hätte beinahe einen zweiten Hopser getan — seine Else und der Schürzenzipfel an den Augen! . . . Ehe er aber dazu kam, seinem Erstaunen über dieses unerwartete Phänomen freien Lauf zu lassen, war auch schon alles vorüber.

„Na, denn man tau, lauf man los,“ murrte sie und war im Hause verschwunden.

Nach kurzer Zeit folgte ihr Nisko Rickmers, leise vor sich hin pfeifend. Er war sehr glücklich. So hatte der „Utenstedter Postbote“ also doch recht gehabt — es ging wirklich los. . . Und was das aller schönste dabei war, man holte ihn; gleich am zweiten Tage holte man ihn. . .

Das Abendessen verlief weniger schweigsam als sonst, das heißt — Nisko Rickmers war gesprächig; er erzählte bald von diesem, bald von jenem und vor allem brachte er fortwährend sehr geschickt das Gespräch darauf, daß er heute Abend unbedingt zu Hinrich Earsens gehen und sich verabschieden müßte.

Aber alle noch so gut gemeinten Versuche und Anspielungen nützten ihm nicht viel; die Else blieb genau so schwerhörig, wie sie sonst war. Sie schwieg sich zu allem, aber auch zu allem und besonders zu der Erwägung eines Abschiedsganges nach Hinrich Earsens Kneipstube gründlichst aus.

Nisko Rickmers dachte schon, daß es nicht ohne ein mehr oder minder gelindes Donnerwetter abgehen würde, nahm aber doch die Mühe — Teufel nochmal, ein Mann, der in den Krieg sollte, durfte sich doch nicht vor einem ehelichen Gesecht fürchten. . . und sagte mit der harmlosesten Miene von der Welt:

„Na, denn adjes, Else.“

Dabei hatte er schon die Türklinte in der Hand.

Und nun geschah das Seltsamste, was sich je in seiner Ehe, die eigentlich nicht von dem Tage an datierte, als sie in der Dorfkirche vor dem Altar knieten, sondern schon von jenem Tage, an dem Else Jessens Geld den Udo Helmers befriedigte und die eigenartigen Reklamemarken von Nisko Rickmers Möbeln entfernte — also nun geschah das Seltsamste in seiner Ehe: die Else sagte leise und sah dabei nicht einmal auf:

„Amüsiere dich gut, Nisko, und was brauchst allens?“

Ihm entglitt beinahe die Mühe; aber er gedachte schnell seiner Unteroffizierswürde und begann behaglich und breitspurig alle Gegenstände aufzuzählen, die sie in ein Bündel schnüren sollte.

Dann ging er los. Als er aber draußen stand, schüttelte er doch den Kopf und warf einen bedenklichen Blick zurück — wenn nur der Schrecken der Else nicht geschadet hatte. . .

Hernach indes, als er von Hinrich Earsens steifem Grog mehr als ein halbes Duzend Gläser im Leibe und vor allem im Kopfe hatte, sah er die ganze Sache von einem völlig anderen Standpunkt an — es war eben einfach nur natürlich, daß selbst die Else vor dem Krieger Ehrfurcht empfand. . .

Und unter diesem erhebenden Gedanken trat er nach langem Abschied den späten und nicht eben geradlinigen Heimweg an.

Der Tag oder vielmehr die Nacht hatte keine Überraschungen mehr für ihn, und am Morgen fand er seine Sachen wohlgepackt vor. Ihm brummte der Kopf zwar erheblich, und er schalt sich innerlich hundertmal einen Toren; aber zufrieden war er doch, daß nur er sich ausschalt.

Der Abschied von seiner Else kam und ging vorüber — sehr glatt und klar ging alles vorüber. Sie gab ihm ihre derbe, arbeitskräftige Hand und sagte nichts weiter als die paar ruhigen Worte:

„Mach's man gut, Nisko, und komm' wedder!“

Dann saß er im Zuge, der ihn zur Kreisstadt brachte; mitten in einem lauten Schwarm von Kameraden saß er, redete laut, ebenso wie die andern, und rauchte dabei, daß ein einziger, unzertrennlicher Hecht blau durch das Abteil wogte, kurz — kurz, er gebärdete sich, wie sich Männer in solchen gottlob nicht allzu häufigen Lebenslagen gebärden.

Erst als er eingekleidet und untergebracht war, glitt einmal ein halbverstohlener Gedanke nach seinem weinunrannten Häuschen zurück und streifte sogar, schon halb im Verlöschen des Einschlafens, das nicht sehr anmutige Bild seiner rotblonden, sommersprossigen Else.

Am nächsten Tage ging es hinunter, dem Feinde entgegen. Da wurde er ein wenig nachdenklich; denn mehrere Kameraden schrieben die ersten Karten nach Hause. Aber just als er noch überlegte. . . just da stieß der Kai Reimersen zu ihm, und sie trudelten sich einen aus für den nächsten Aufenthalt. Ja, und der Kai Reimersen, der ein richtiger Windhund war, sagte gar:

„Gott schall bewohren, Nisko, daß man's Weiberzeug endlich mal vom Hals hat!“

Da stimmte Nisko Rickmers bei; sehr laut und energisch stimmte er bei, dachte an Udo Helmers fünfhundert Mark und daran, daß nur sie schuld waren, daß er die rotblonde Else Jessen geheiratet hatte, schrieb keine Karte nach Hause, freute sich auf den Krieg, und Kai Reimersens leichtsinniges Wort: „Gott schall bewohren, daß man das Weiberzeug endlich mal los is!“ wurde sein Leitspruch, den er bei jeder passenden oder besser unpassenden Gelegenheit zur Anwendung brachte. Er erreichte einiges damit; es gab doch etliche, die ihn darob bewunderten und ihm sogar verstohlen nachahmten.

Nisko Rickmers fühlte sich in der Rolle des freien Mannes und Gebieters. . .

Aber das Schicksal hatte ihm diese selbst angemessene Rolle nicht eben lang bemessen. Es sollte anders kommen, als er es sich dachte. Die ersten Schlachten waren geschlagen, die ersten Siege errungen, kühnlich genommen und tapfürlich gefallen, auf Brüssel ging's los. Da passierte ihm das Malheur, so ein verdammtes Pech. . . Er bekam die Kugel eines Franktireurs in die linke Schulter. Zwar schlug er den hinterlistigen Burschen noch zu schanden. Aber aus war es doch, vorbei mit dem freien, fröhlichen Krieg: Nisko Rickmers kriegte als Verwundeter Order nach Hause! Und alles Bitten und Sträuben half da nicht.

„Na, denn geh man wedder heim, Nisko“, höhnten die Kameraden, „und grüß' deine Else schön!“

Und als gar herauskam, daß der Miko beim Doktor gewesen war und sehr gebeten hatte, ihn hier zu behalten, da ging es erst recht los und die ihn vorher bewundert und ihm verstohlen nachgeahmt hatten, trieben es am ärgsten.

Das Schlimmste aber blieb ihm vorbehalten, als er im Zuge saß mit mehreren anderen Verwundeten. Da kam eine Abordnung, jawohl, eine regelrechte Abordnung seiner Kameraden, brachte ihm einen großen Blumenstrauß für die Else, und Kai Reimerßen, der Schurke, hielt eine förmliche Ansprache, in der es von Weiberzeug nur so schwirrte. Und Miko Rickmers mußte zu dem bösen Spiel noch obendrein gute Miene machen.

Als sie aber aus dem Wagen gesprungen waren und der Zug sich in Bewegung setzte, da sprang er auf und ans Fenster:

„Und dat segg ich euch, Jungens. Ich latt dat Weiberzeug doch wedder allein und komme tau euch

taurück. Denn aber Gnade Gott den Eudersch von Frankterörst. Und nu schlägt mir nich alle dot. Laßt mir auch noch ein paar über.“

Da hatte Miko Rickmers zwar gewonnenes Spiel bei den Kameraden; aber sein größter Ärger blieb doch, daß die Franktireurkugel ihn heimgeschiedt hatte, trotzdem die derbe Else seine wunde Schulter so zart und sorgsam pflegte, daß er garnicht so ganz leichten Herzens zum zweiten Mal von ihr Abschied nahm, um ins Feld zu ziehen. Und mit den belgischen Franktireurs hatten die Kameraden inzwischen auch so gründlich aufgeräumt, daß für ihn keiner mehr übrig geblieben war.

Und da wußte Miko Rickmers wirklich nicht mehr, welches von beiden sein größter Ärger war — die Heim- schickung durch die Franktireurkugel, oder daß er keinen von den Kerlen mehr zwischen die Finger nehmen konnte. Und er ließ seinen Ärger an den Franzosen aus; die hatten es auch reichlich verdient.

Die Dame mit dem Fächer.

Nach dem Französischen von Käthe Treller.

(Nachdruck verboten.)

Tuan-fu wanderte durch die Stadt und kam auf einen Totenhof, wo nach Sitte des Landes die Toten unter kleinen Erdhügeln ruhten. Er überflog mit den Augen den weiten Raum und bemerkte ein junges, schönes Weib in tiefer Trauer, d. h. in einem langen, weißen Gewande ohne Stickereien. Sie saß vor einem frisch aufgeworfenen Hügel und fächelte mit einem großen, weißen Fächer unermüdlich den Erdhügel.

Tuan-fu, dem das Benehmen der jungen, schönen Frau unverständlich war, trat näher und fragte achtungsvoll:

„Gestatten Sie mir eine Frage, wer liegt unter diesem Hügel, und warum bemühen Sie sich, die Erde zu fächeln, die den Toten deckt? Ich bin Philosoph und versuche alles Sichtbare zu begreifen, hier aber sehe ich etwas, was mir unbegreiflich scheint.“

Die Dame unterbrach nicht für einen Augenblick ihre Beschäftigung und fuhr fort, den großen, weißen Fächer zu bewegen. Sie errötete nur und neigte den Kopf tiefer auf den Hügel. Er wiederholte seine Frage, aber vergebens. Die fächelnde Dame beachtete ihn garnicht. Ihre ganze Seele schien sich in der Hand zu konzentrieren, die den Fächer bewegte. Tuan-fu entfernte sich langsam. Er wandte aber doch einigemale den Kopf nach dem frischen Hügel, über dem der weiße Fächer gleich einem Riesenfalter flatterte.

Plötzlich stand eine alte Dienerin vor ihm.

„Ich hörte Euch an meine Herrin eine Frage stellen, ohne eine Antwort zu erhalten. Wenn Ihr mir einige Münzen geben wollt, so will ich antworten.“

Tuan-fu gab ihr die gewünschten Münzen, und die Alte sprach:

„Die junge Dame mit dem weißen Fächer ist Frau Li, die Witwe des Gelehrten Tao, der vor vierzehn Tagen nach langer Krankheit starb. Dies ist sein Hügel.“

Tao konnte selbst in den letzten Stunden seines Lebens es nicht fassen, daß er sich von seinem jungen, schönen

Weibe trennen müssen, und es schien ihm unmöglich, sie allein auf dieser Erde zu lassen. Aber endlich söhnte sich der gute, bescheidene Tao mit seinem Schicksal aus. Frau Li, die nicht einen Augenblick den Kranken verließ, zerfloß in Tränen am Lager des Gatten und schwor bei allen Göttern, ihn nicht überleben zu können. Sie schwor ihm, sie sei entschlossen, das Grab mit ihm zu teilen. Aber Tao sagte: „Vielgeliebte, schwöre nicht!“

„Wenn ich denn leben bleiben muß, wenn die Götter bestimmen, daß ich den Glanz der Sonne sehen soll, während deine Augen für immer geschlossen sind, dann schwöre ich, daß ich nie wieder die Gattin eines anderen Mannes sein werde.“

„Schwöre nicht, Teure“, erwiderte Tao.

„O Tao, dann gestatte, daß ich wenigstens fünf Jahre lang nach dir trauere, ehe ich einen anderen Gatten erwähle.“

„Auch das schwöre nicht“, sprach der Gatte, „schwöre mir nur, daß du mir die Treue bewahren willst, solange, bis der Hügel über mir trocken geworden ist.“

Die Gattin schwur es feierlich, und der gute Tao schloß die Augen für immer. Die Verzweiflung meiner Herrin läßt sich nicht beschreiben.

Aber der große Schmerz legte sich. Drei Tage nach dem Tode Taos beruhigte sich Frau Li. Sie erfuhr, daß ein Schüler ihres Gatten den Wunsch hege, ihr persönlich sein Mitgefühl auszusprechen. Sie empfing den jungen Mann, der schön und reich war. Er sprach ein wenig vom Toten und viel von der jungen Witwe, der er sagte, daß sie noch schöner, noch entzückender geworden sei, und er sei jederzeit bereit, sie zu heiraten.

Sie erlaubte ihm, so zu reden, und er versprach, sofort zu kommen, wenn sie ihn rufen würde. Und seit diesem Tage sitzt Frau Li Tag für Tag am Hügel ihres Gatten und fächelt die feuchte Erde, damit sie rascher trocken werde.“

